

„Stimmigkeit“ im lebenslangen Entwicklungsprozeß Konsequenzen für die Rolle von Therapie

Hans von Lüpke

Frankfurt, Deutschland

Keywords: development; psychotherapeutic concepts

Abstract: *Coming in Tune – development as an Interactional process.* Psychotherapy as a help in blocked development is confronted with criteria about the quality of development. The discussion of the contradictory answers leads to the concept of development taken as an attempt to control early stages of emotionally intense experiences while risking the loss of either emotions by control or the control by emotions. To find an equilibrium in this conflict, the aspect of fine “tuning in” as in musical terminology both with the own biography and the persons in close relationship, seems to be helpful. The consequences for psychotherapy will be discussed.

Zusammenfassung: Psychotherapie, als Hilfe bei Entwicklungsblockierung verstanden, sieht sich der Frage nach Kriterien für die Qualität von Entwicklung konfrontiert. Die Diskussion der widersprüchlichen Antworten führt zu einem Konzept, das Entwicklung beschreibt als den Versuch, frühe Phasen intensiver emotionaler Erfahrungen kontrollierbar zu machen. Dabei besteht die Gefahr, entweder die Emotionen durch Kontrolle oder die Kontrolle durch Emotionen zu verlieren. Um ein Gleichgewicht in diesem Konflikt zu finden, erscheint es hilfreich, eine „Stimmigkeit“ auf allen Ebenen zu suchen. Konsequenzen für die Psychotherapie werden diskutiert.

*

Therapie fördert Entwicklung – aber was ist Entwicklung?

Winnicott vertritt in seiner Arbeit „Symptomtoleranz in der Pädiatrie“ die Vorstellung, man könne „psychische Störungen immer als Verzögerungen oder Verzerrungen der emotionalen Entwicklung bezeichnen oder damit begründen, daß die emotionale Entwicklung den Reifegrad nicht erreicht hat, der dem Alter des Kindes entspricht“ (Winnicott 1953). Damit stellt sich die Frage nach Kriterien für den Reifegrad, der einem bestimmten Alter entsprechenden soll. Angesichts der zentralen Rolle solcher Kriterien für die Entscheidung über Therapien fällt auf,

Korrespondenzanschrift: Dr. Hans von Lüpke, Auf der Körnerwiese 6, 60322 Frankfurt, Telefon (069) 557890.

daß diesen Entscheidungen häufig eine Vielzahl von undiskutierten, stillschweigend vorausgesetzten Annahmen zu Grunde liegen. Die Diagnose „Entwicklungsverzögerung“ genügt, um den Eingriff einer Therapie zu rechtfertigen. Je schneller, desto besser? Dieser Aspekt wurde bereits früher diskutiert (von Lüpke 1996). Könnte „Verzögerung“ auch den umgangssprachlichen Sinn haben: wir zögern, weil uns in einer verwirrenden Situation die Orientierung fehlt; wir denken nach, um zur Klarheit und damit zu einer der Situation angemessenen Handlungsfähigkeit zu kommen. Niemand würde bezweifeln, daß im unübersichtlichen Straßenverkehr ein solches Zögern angemessener ist als blindlings loszurennen.

Verzögerung scheint es bereits beim gesunden Neugeborenen zu geben: unmittelbar nach der Geburt ist das Kind grundsätzlich schon in der Lage, den Kopf aufrecht zu halten und gezielt zu greifen (Grenier 1985). Unter normalen Umständen scheint es jedoch mit der Orientierung in der veränderten Umwelt so beschäftigt zu sein, daß diese motorischen Fähigkeiten nicht zum Einsatz kommen. Diese „motorische Entwicklungsverzögerung“ ist daher sinnvoll, da ohne ausreichende Orientierung die motorischen Fähigkeiten sich nicht im Kontext der Identitätsentwicklung entfalten könnten (von Lüpke 1997a). Die im Vergleich zu höheren Säugetieren auffallend lange Abhängigkeit des menschlichen Säuglings wird seit Portmann immer wieder unter dem Aspekt von „Frühgeburtlichkeit“ diskutiert. Janus (1997) sieht die Bedeutung dieser Phase in der Tatsache, daß hierdurch die Voraussetzungen für spezifisch menschliche Lernprozesse geschaffen werden. An anderer Stelle wurde ausgeführt, daß Phasen ohne sichtbare funktionelle Fortschritte besondere Bedeutung für das Erproben von „Eigenem“ und damit für die Entwicklung von Identität beigemessen werden kann (von Lüpke 1997a). Der Bedarf für eine längere Orientierungsphase dürfte bei frühgeborenen Kindern nach Intensivbehandlung von noch größerer Bedeutung sein, haben sie doch zusätzlich ein hohes Maß an verwirrenden Erfahrungen zu verarbeiten.

Ohne Diskussion als bekannt vorausgesetzt wird meist auch die Richtung von Entwicklung. Nach „oben“ soll es gehen, nicht nach „unten“; nach „vorn“, nicht „zurück“. Wenn damit eine fortschreitende Differenzierung von „primitiven“ Strukturen zu immer mehr Vollkommenheit gemeint ist, dann wäre zu fragen, wie die Kriterien für ein solches Ziel aussehen und wer sie festlegt. Auch wäre zu klären, wie die Kommunikation von Mutter und Kind während der Schwangerschafts- und Neugeborenenphase zu bewerten ist. Eine subtile Feinabstimmungen wie die Synchronizität zwischen Traumphasen der Mutter und Bewegungen des Feten (Serman u. Hoppenbrouwers 1971) oder zwischen Traumphasen von Mutter und Säugling (Mancia 1980) kommt im späteren Leben kaum noch vor.

Eine Ahnung davon scheint im allgemeinen Bewußtsein lebendig zu sein, wenn die frühe Kindheit und vor allem die Zeit im Mutterleib mit Vorstellungen von einem unbeschwert glücklichen, „paradiesischen“ Zustand einhergeht. In der Kulturgeschichte kennen wir Perioden, die sich durch ihren Bezug auf frühe, als „unverbildet“, „natürlich“, „vital“ vorgestellte Epochen auszeichnen: Renaissance, Romantik oder die frühe Moderne mit ihrem Rückgriff auf die Kultur der „Primitiven“. Die verbreitete Sehnsucht nach den „heilen“ Ursprüngen in einer goldenen Vergangenheit läßt die Frage aufkommen, was Entwicklung überhaupt voran-

treibt. Ist es nur die Verführung durch unsere technisierte Gesellschaft, die Kinder so versessen darauf macht, möglichst schnell „groß“ zu werden? Warum bleiben wir nicht – zumindest geistig und emotional – auf der Stufe von Säuglingen (wenn wir es schon nicht verhindern können, geboren zu werden)? Etwas scheint nicht zu stimmen in diesem Paradies. Vielleicht ist es selbst ein Konstrukt unserer Sehnsucht. Die Glücksmomente sind auch hier vergänglich und werden erkaufte durch das Ausgeliefertsein an einen Zustand weitgehender Abhängigkeit. Störungen können kaum (zumindest nicht gezielt) korrigiert werden, führen zu Todesangst und Panik. Die Überwindung dieser Abhängigkeit durch eigene immer weiter verbesserte Fertigkeiten scheint eine der Triebfedern für Entwicklung und damit für die Ausbildung von Technik zu sein. Man könnte Technik verstehen als den Versuch, einen uralten Menschheitstraum zu verwirklichen: Erfahrungen aus frühen Lebensphasen verfügbar, kontrollierbar und reproduzierbar zu machen. Technik ist in seinen Ursprüngen nicht „kalt“ und „seelenlos“. Schon in der griechischen Mythologie kommt ihr bei dem Versuch, frühe (vermutlich pränatale) Erfahrungen zu reproduzieren, ein hoher Stellenwert zu. So bei Dädalus, der allerdings in seinem Bemühen, intrauterines Schweben technisch verfügbar zu machen, ebenso scheitert wie sein Nachfolger, der Schneider von Ulm. Heute scheint das Problem technisch gelöst zu sein – nur: wo ist das Glücksgefühl beim freien Schweben im Flugzeug?

Entwicklung als „Zoom“-Bewegung

Offensichtlich führt die fortschreitende Kontrolle zum Verlust gerade der Qualitäten, die es zu gewinnen gilt. Eine Polarisierung zwischen zwei Zuständen zeichnet sich ab: einem als „paradiesisch“ vorgestellten mit größter Intensität des Erlebens bei Synchronizität der Interaktion, allerdings um den Preis von Abhängigkeit und Ausgeliefertsein. Dem gegenüber steht die zunehmende Präzision der Handlungs- und Kontrollfähigkeit mit der Gefahr des Verlustes von Kreativität und Erleben. Dieser Aspekt des Verlustes durch Fortschritt ist nicht auf die technische Entwicklung beschränkt. Er findet sich auch in der Entwicklungspsychologie: etwa bei Anna Freud (1968, S. 67), wenn sie den Rückgang von Phantasiefreiheit als Preis für die Ich-Entwicklung beschreibt oder bei Stern (1992, S. 231–232), der die Sprachentwicklung als ein „zweischneidiges Schwert“ bezeichnet. „Sie (d. h. die Sprachentwicklung, v. L.) treibt einen Keil zwischen zwei simultane Formen des interpersonalen Erlebens: die Form, wie Interpersonalität gelebt, und die Form, wie sie verbal dargestellt wird. . . . Und in dem Maße, in dem das Geschehen im verbalen Bereich als wirkliches Geschehen betrachtet wird, unterliegt das Erleben in den anderen Bereichen einer Entfremdung. (Sie können zu ‚niederen‘ Erlebensbereichen herabsinken). Die Sprache bewirkt also eine Spaltung im Selbsterleben.“

Diese Polarisierung erinnert an die Beziehung zwischen „Signal“ und „Rauschen“ in der Akustik, ein Modell, das Spitzer (1996) in der Neurophysiologie für die Darstellung unterschiedlicher Funktionen von weitgespannten und engen Neuronen-Netzen verwendet (Abb. 1). Die zunehmende Fokussierung im semantischen Netz – bedingt durch den Neuromodulator Dopamin – bedeutet wachsende Klarheit und Eindeutigkeit. Geringere Fokussierung führt zu Lock-

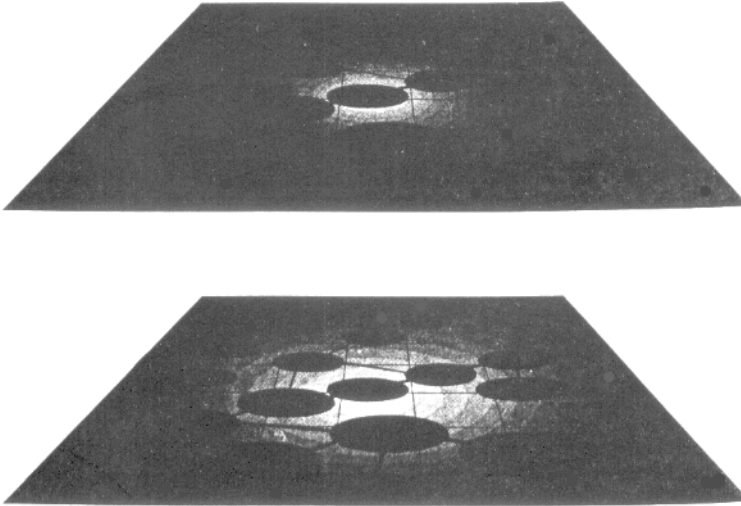


Abb. 1. Fokusverschiebung (nach Spitzer 1996).

ereung der Assoziationen und zunehmende Unschärfe. Spitzer betont, daß je nach der Lebenssituation beides einen Sinn hat: bei drohender Gefahr sind „eingeschliffene Verhaltensweisen“ hilfreicher als „kreatives Herumprobieren“; zum neu Lernen und Umdenken dagegen sind kreative Problemlösungen durch „Aktivierung ungewöhnlicher assoziativer Verbindungen“ unverzichtbar (Spitzer 1996, S. 297).

Analog zu diesem neurophysiologischen Modell könnte Entwicklung verstanden werden als eine Folge immer neuer Varianten im Gleichgewicht zwischen „Technik“, Klarheit, Kontrolle und freiem Assoziieren, Erproben, Erleben. Die Fokusverschiebung zwischen diesen Polen wäre eine Art „Zoom“-Bewegung. Die Fähigkeit zu solcher Mobilität wäre – in erster Annäherung – ein Kriterium für die Qualität von Entwicklung.

Dynamik der Wechselseitigkeit

Damit stellt sich die Frage nach der Dynamik dieser Bewegungen. Welche Kräfte bestimmen den „Zoom“? Die Chaos-Theorie hat gezeigt, daß Systeme, die unter bestimmten Voraussetzungen ein Gleichgewicht gefunden haben, durch kontinuierliche Verschiebung eines Parameters diskontinuierliche nicht vorhersehbare Veränderungen erfahren: nach zunehmender Polarisierung kommt es schließlich zur Auflösung aller Strukturen, zum „Chaos“ (Briggs u. Peat 1990). Mitten aus dem „Chaos“ heraus bilden sich erneut Strukturen, die den anfänglichen entsprechen (Abb. 2). Es entwickelt sich eine Spannung, die zu qualitativer Veränderung führt und an Bilder wie „reif werden“ und „platzen“ denken läßt. Auf Entwicklungsprozesse beim Menschen angewendet, erscheint als veränderlicher Parameter zunächst die zeitliche Dimension. Es gibt keine lebende Struktur ohne Veränderung in der Zeit: Altern, Abbau, Tod auf der einen Seite, Regeneration und Neubeginn auf der anderen Seite wären hier die Pole, auf der individuellen

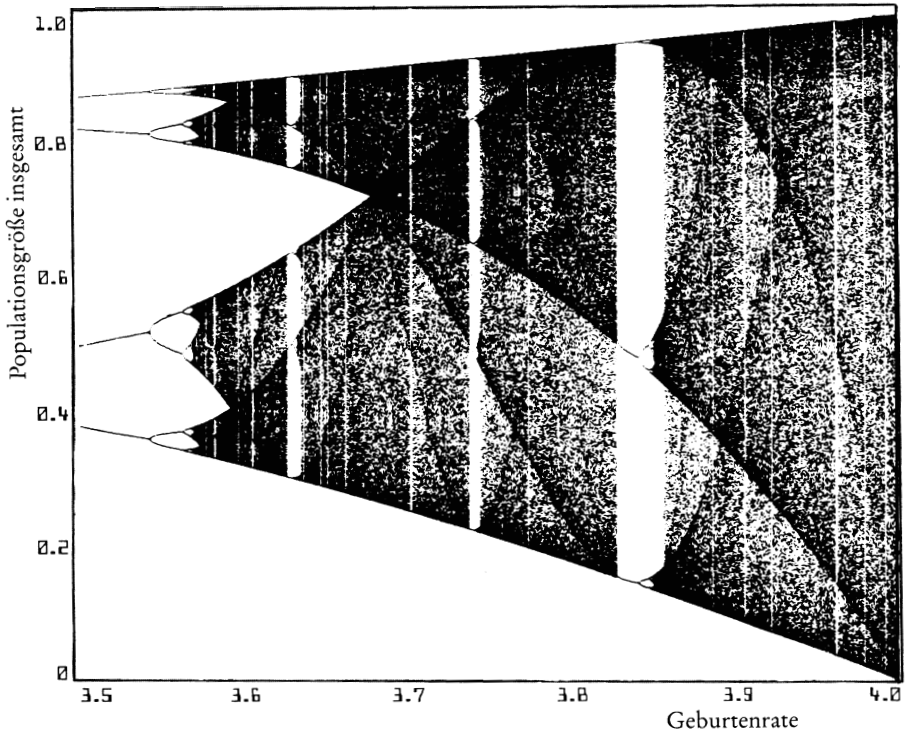


Abb. 2. Ordnung – Chaos – Ordnung ... (nach Briggs u. Peat 1990).

wie auf der transgenerationalen Ebene. In der Entwicklungspsychologie ist die Vorstellung von Zuspitzungen und Krisen als Voraussetzung für den Sprung auf eine neue („höhere“) Ebene seit Spitz und Erikson geläufig.

Dieses an biologischen Prozessen orientierte Modell unterschlägt spezifisch menschliche Aspekte von Entwicklung. Die geschilderten Fokusbewegungen geschehen nicht „irgendwie“, sondern im Rahmen einer Auseinandersetzung in der Dialektik von „eigen“ und „fremd“. Diese Auseinandersetzung beginnt schon im Mutterleib mit der Unterscheidung zwischen der Wahrnehmung des eigenen Körpers und der von Nabelschnur, Plazenta, Uteruswand. Eigene aktiv herbeigeführte Bewegungen können unterschieden werden von passiv erlebten, Geräuschen, Tönen, Stimmen (von Lüpke 1997b). Erst durch die Wahrnehmung des Fremden wird das Eigene definiert, erst durch Ruhe die Bewegung. Das Fremde ist aber nicht nur eine materielle Umwelt, sondern gleichzeitig die Person der Mutter, einbezogen in jene anfangs erwähnte Kommunikation. Das Kind kommt mit einer reichen Kommunikationserfahrung zur Welt. Diese Erfahrung ist eingefärbt durch die kontinuierliche Beziehung zur Mutter.

Damit kommt dem Aspekt der Beziehung ein zentraler Stellenwert zu. Milani Comparetti (1996, 1998) sieht in der Entwicklung von Beziehungsfähigkeit das vorrangige Ziel von Entwicklung. Gidoni (1996) hat das Dialog-Modell von Milani Comparetti im Sinne eines spiralenförmigen Wechselspiels von Vorschlag und Gegenvorschlag in der Weise modifiziert, daß – solange der Dialog erhalten

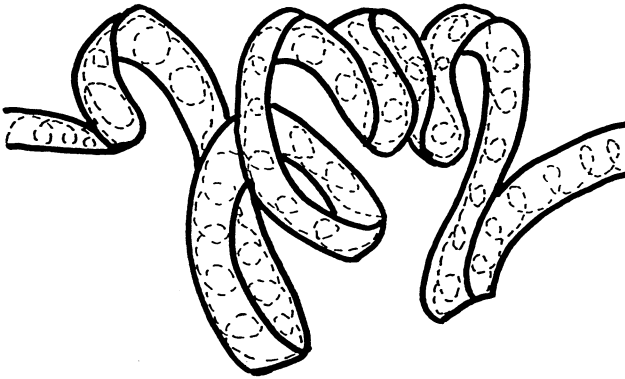


Abb. 3. Die „erratische Spirale“ (nach Gidoni 1996).

bleibt – jede beliebige Entwicklungsrichtung eingeschlagen werden kann, auch die nach „rückwärts“ („Erratische Spirale“, Abb. 3).

Es fällt auf, daß bei dem Versuch, die Dynamik im Beziehungsaustausch zu beschreiben, immer wieder Begriffe aus dem Umfeld der Musik auftauchen: Zusammenspiel, Orchester, Melodie, Rhythmus, Tanz etc. Parncutt (1993, S. 256) hat festgestellt, daß „bisher noch keine menschliche Gesellschaft entdeckt wurde, bei der Musik nicht eine gewisse Rolle spielt“. Vielleicht ist Musik das Medium, in dem Beziehungserfahrungen sich in ihrer allgemeinsten Form darstellen: losgelöst vom individuellen Kontext, lebendig und allgemein zugänglich. Über den Aspekt des Rhythmus wurde an anderer Stelle bereits gesprochen (von Lüpke 1996). In der Regel verbinden sich rhythmische Elemente mit linearen, ebenfalls zeitlich definierten („Melodie“) sowie Simultaneität (Akkord) und „Farbe“ („Klangfarben“). Hinzu kommen dynamische Elemente wie Verzögerung („Ritardando“), Beschleunigung („Accelerando“), An- und Abschwollen der Lautstärke („Crescendo, Decrescendo“). Stern benutzt solche Kriterien für die Beschreibung der Dynamik von emotionalen Prozessen unter dem Begriff „Vitalitätsaffekte“.

Stimmigkeit

Die beschriebenen Elemente ergeben noch keine Musik. Ob eine Struktur zum Rhythmus, zur Melodie oder zum Akkord wird, entscheiden die Ausführenden und die Zuhörer. In welchem Ausmaß letztlich der Aufnehmende – als Zuhörer oder Tänzer – das Gehörte erst zur Musik macht, wird besonders bei gleichförmig sich wiederholenden Strukturen deutlich: anhaltend monotoner Rhythmus kann zu Trance führen – domestiziert in Ravels „Bolero“. Die aus Beziehungserfahrungen gebildete Erwartung trifft sich mit dem Wahrgenommenen. Die Spannung aus Übereinstimmung und Diskrepanz ähnelt der im Kinderspiel: der Partner muß die Regel einhalten, aber auch Überraschungen bieten. In der Musik gilt dies auf allen Ebenen: für die Komposition, die in einem erweiterten Sinn immer als „Thema mit Variationen“ angelegt ist, wie für die Ausführung. Vielleicht macht dies die Qualität von Interpretationen aus, die unmittelbar körperlich beim Zuhörer spürbar wird: das Gefühl der Spannung von einem Ton zum nächsten (kein bloßes Nacheinander), das ständig „Neue“, das in einer dialektischen Weise

gleichzeitig überrascht und die Erwartung bestätigt. Auf der Beziehungsebene ausgedrückt wäre dies die Erfahrung des Zusammentreffens von eigenem und fremdem. Das dabei entstehende Gefühl ist (wieder musikalische ausgedrückt) das der „Stimmigkeit“, der „Resonanz“. Man könnte auch von „Passung“ sprechen. Stern nennt es den „auftauchenden Moment“ (Stern 1998, S. 64), in der Interaktionsbeobachtung „fit“ oder „match“, Selbst- und Fremdsynchronizität (Stern 1992). Das griechische „Kairos“ trifft das Phänomen genau. Veldman (1998) erreicht es im haptonomischen Kontakt und bezieht sich bei seiner Beschreibung auf die Metapher vom „Stillpoint“ (T. S. Eliot).

Wieder bietet die Chaos-Theorie ein geeignetes Modell: Die Metapher vom Schmetterling in Brasilien, der einen Taifun in Arizona auslöst. Es ist die Macht der peripheren, seltenen, weit hinter dem Komma erscheinenden Einflußfaktoren, die unter wiederum nicht vorhersehbaren Bedingungen zusammentreffen und über Rückkopplung zur „Resonanz“, zur Verstärkung mit dramatischen Wirkungen führen können.

Das Ausmaß der Stimmigkeit könnte die organisierende Kraft hinter Entwicklungsprozessen sein, den „Zoom“ zwischen „Erleben“ und „Technik“ sowie zwischen „eigen“ und „fremd“ regulieren. In jedem Augenblick treffen internalisierte Vorerfahrungen mit Beziehungen und Entwicklungsbewegungen aus dem „Episodengedächtnis“ (Stern 1992) zusammen mit einer aktuellen biologischen, psychischen und sozialen Situation sowie den jeweils antizipierten Zukunftsprojekten. Theoretisch gesprochen verbinden sich konstruktivistische und systemische Aspekte mit der Frage nach dem Subjekt. Nimmt man die Stimmigkeit als Kriterium, dann verlieren Begriffe wie „niedrig“, „hoch“, „primitiv“ oder „differenziert“, „emotional“ oder „rational“, „Nähe“ oder „Distanz“ als Bewertungskriterien an Bedeutung. Damit verschiebt sich auch die Zuschreibung von „pathologisch“. Der Dialog mit einem Menschen im Koma (Zieger 1992), das Spiel mit einem Kind, ein Gespräch zwischen Erwachsenen, der Austausch mit einem Menschen im Zustand „geistiger Verwirrung“ können unter diesen Aspekten auf einer Stufe stehen. Die Stimmigkeit innerhalb der Gesamtsituation ist entscheidend, wie Spitzer es für die Fokusverschiebung beschreibt. Die Bewertung scheint dabei eine größere Rolle zu spielen als das aktive Handeln. Ein Beispiel wäre die Fahrt in der Achterbahn: Während der Fahrt hat der im Wagen Sitzende keinen Einfluß auf das Geschehen. Trotzdem wird er die Situation völlig anders empfinden je nachdem, ob er sich innerlich gegen die plötzliche Fahrt in den „Abgrund“ sträubt, im Gefühl des Ausgeliefertseins sich an den Wagen klammert, um im nächsten Moment in die Tiefe gerissen zu werden oder ob er sich mit Lust „hinunterstürzt“, den Wagen als Hilfsmittel für die von ihm selbst initiierte Bewegung nutzend. Dieser Hinweis erscheint mir besonders wichtig, um dem möglichen Einwand zu begegnen, es würde hier eine „heilen Welt“ vorausgesetzt, die von vorn herein als entwicklungsfördernd zur Verfügung steht. Die beschriebene Stimmigkeit entwickelt sich nicht „von selbst“, sondern als Ergebnis einer Integrationsfähigkeit für Situationen, die durchaus nicht zuträglich und willkommen sein müssen.

Ver-Stimmung

Erfahrungen mit wechselnder Stimmigkeit gehören zum Alltag. Jeder kennt die Tage, an denen alles gelingt, eins sich ins andere fügt, der richtige Augenblick den richtigen Anruf bringt. Dann kommen andere Tage: man ist „mit dem linken Fuß zuerst aufgestanden“, der Wecker war stehen geblieben, die Milch kocht über, die Wohnungstür fällt zu und der Schlüssel steckt innen. Die „Chemie“ in einer Beziehung, das Betriebs-, „Klima“ im Team stimmen nicht.

Stimmigkeit kann sich verdichten zum „stimmigen Moment“, wenn eine unvorhersehbare Vielzahl von Faktoren sich wie in einem Fadenkreuz trifft. Jeder kennt solche Augenblicke: es können alltägliche Situationen sein. Die Bewegung eines Menschen auf der Straße, ein Geruch, eine Melodie, das Licht und die Temperatur: plötzlich verdichtet sich alles zum besonderen Eindruck, alle Einzelheiten gehören zusammen, kommen bekannt vor, werden zum „Déjà vu“. Solche Augenblicke prägen sich ein, bestimmen Urlaubserinnerungen in höherem Maße als die organisierte Abenteuer-Reise, die Besichtigung des Kulturdenkmals.

Diese Verdichtung muß nicht Glück bedeuten. Die Bewegungen des Schmetterlings führen zum Taifun. Die unter der Lupe oder im Laser-Strahl gebündelte Energie kann sich einbrennen und lebenslang blockierende Narben oder unintegrierbare Abkapselungen zurücklassen. Konsequenzen, die sich daraus für die Theorie der Traumatisierung ergeben, können hier nur angedeutet werden. Im dargestellten Kontext wird verständlich, daß dramatische Ereignisse – auf der organischen wie auf der psychischen Ebene – nicht immer die erwarteten dramatischen Folgen haben und daß tiefgreifende Beeinträchtigungen oft ohne nachvollziehbare Erklärung bleiben. Damit soll die Bedeutung traumatisierender Ereignisse nicht bagatellisiert werden. Es geht eher um die Gefahr, bei ausschließlicher Fixierung auf das „große Trauma“ die vielfältigen Möglichkeiten schädigender Konstellationen durch viele für sich allein bedeutungslose Faktoren, die oft nur durch die Dauer der Einwirkung und die Blockierung von Ressourcen wirksam werden, nicht zu vernachlässigen.

Hier sind vom Chaos-Konzept weitere Klärungen zu erwarten. Feuser (1995), Rödler (1993) und Ciompi (1997) haben dazu wichtige Beiträge geliefert. Ciompi nutzt Vorstellungen aus dem Chaos-Konzept zum besseren Verständnis von psychopathologischen Zusammenhängen, besonders bei Psychosen. Leider legt er dabei ein traditionell individuumbezogenes Krankheitsmodell zu Grunde und läßt die Möglichkeit ungenutzt, die seit langem diskutierten systemischen Zusammenhänge mit einem dafür eigentlich prädestinierten Instrumentarium zu untersuchen. Ähnliches gilt für Schneider et al. (1997), die eine psychoanalytische Sitzung nach dem Modell der Bénard-Instabilität, einem klassischen Beispiel der Chaos-Forschung, beschreiben.

Als besonders bedeutsam bei diesem Ansatz erscheint mir der Beitrag der Chaos-Forschung zur die Überwindung linear kausaler Ursachen- und damit Schuld-Zuschreibungen. Sie trägt dazu bei, Blockierungen zu lösen und dem Gefühl von Hilflosigkeit und Ohnmacht entgegenzuwirken: „Ich bin nie allein verantwortlich, habe jedoch immer die Möglichkeit, irgendwo am Geschehen mitzuwirken“.

Neben der Frage nach den Folgen von Stimmigkeit stellt sich die nach der Nicht-Stimmigkeit und ihren Konsequenzen. Eine der Voraussetzungen für Stim-

migkeit war nach dem bisher Dargestellten das Vertrauen in den kontinuierlichen Ablauf der Zeit und das Gefühl der Teilnahe an dieser Bewegung, unabhängig davon, ob deren Struktur objektiv meßbar ist. Pausen (in der Musik als Teil der Komposition), unverändert anhaltende Töne oder Rhythmen gehörten dazu, wenn sie vom Teilnehmenden entsprechend bewertet wurden. Selbst von außen vorgegebene „natürliche“ Bewegungen in der Zeit wie Herzschlag, Tag, Nacht und die Jahreszeiten werden erst durch die Zuschreibung dessen, der sie wahrnimmt, zum Rhythmus. Fehlt dieser Bezug, so kann die Zeit „vorbeirasen“ oder „still stehen“. Wieder gehört auch diese Polarität zur Alltagserfahrung. Die Fixierung auf einen der Pole (und damit der Verlust an wechselnder, situationsbezogener Fokussierung) löst Angst aus. Dies gilt besonders für die „bleierne Zeit“ (Hölderlin), das qualvolle Gefühl von Schwere, Lähmung und Ausweglosigkeit. Die fehlende zeitliche Strukturierung entspricht einem Verlust des Zugehörigkeitsgefühls zu anderen Kontexten und damit einer Isolierung, einem Zustand von Eingeschlossen-, von Gefangen-Sein. Der Verlust des Vertrauens zur Kontinuität dagegen läßt in jedem Augenblick das Schrecklichste erwarten: Herzstillstand, tot umfallen etc. Auch die „rasende Zeit“ löst aus dem Kontext heraus: die Zeit ist nicht die eigene, „das Leben geht an einem vorbei“, „die Zeit verrinnt“, bald ist es „zu spät“: „soll das alles gewesen sein?“ Hier verbirgt sich die Angst hinter einem Gefühl von Entfremdung. Das Leben ist nicht mehr das eigene.

Stimmigkeit ist ein musikalisches Phänomen. So stoßen alle Versuche der sprachlichen Beschreibung an die selbe Grenze wie das Bemühen, Musik sprachlich zugänglich zu machen. Dem, um was es hier geht, nähert sich am ehesten noch Dichtung. Ein Text von Kleist aus dem „Marionettentheater“ könnte ein Beispiel dafür sein. Hier wird deutlich, daß Stimmigkeit nicht nur ein individuelles Phänomen ist, sondern auch das Zusammenspiel zwischen Personen betrifft: den „stimmigen Moment“ in der Erzählung schafft nicht die eigene Beobachtung des Jünglings, sondern die Gleichzeitigkeit der Entdeckung durch ihn und den Erzähler:

„Ich badete mich“, erzählte ich, „vor etwa drei Jahren mit einem jungen Mann, über dessen Bildung damals eine wunderbare Anmut verbreitet war. Er mochte ohngefähr in seinem sechzehnten Jahre stehen, und nur ganz von fern ließen sich, von der Gunst der Frauen herbeigerufen, die ersten Spuren von Eitelkeit erblicken. Es traf sich, daß wir grade kurz zuvor in Paris den Jüngling gesehen hatten, der sich einen Splitter aus dem Fuße zieht; der Abguß der Statue ist bekannt und befindet sich in den meisten deutschen Sammlungen. Ein Blick, den er in dem Augenblick, da er den Fuß auf den Schemel setzte, um ihn abzutrocknen, in einen großen Spiegel warf, erinnerte ihn daran; er lächelte und sagte mir, welch eine Entdeckung er gemacht habe. In der Tat hatte ich, in eben diesem Augenblick, dieselbe gemacht; doch sei es, um die Sicherheit der Grazie, die ihm beiwohnte, zu prüfen, sei es, um seiner Eitelkeit ein wenig heilsam zu begegnen: ich lachte und erwiderte – er sähe wohl Geister! Er errötete und hob den Fuß zum zweitenmal, um es mir zu zeigen; doch der Versuch, wie sich leicht hätte voraussehn lassen, mißglückte. Er hob verwirrt den Fuß zum dritten und vierten, er hob ihn wohl noch zehnmal: umsonst! er war außerstand, dieselbe Bewegung wieder hervorzubringen – was sag ich? die Bewegungen, die er machte, hatten ein so komisches Element, daß ich Mühe hatte, das Gelächter zurückzuhalten. –

Von diesem Tage, gleichsam von diesem Augenblick an, ging eine unbegreifliche Veränderung mit dem jungen Menschen vor. Er fing an, tagelang vor dem Spiegel zu stehen; und immer ein Reiz nach dem anderen verließ ihn. Eine unsichtbare und unbe-

greifliche Gewalt schien sich, wie ein eisernes Netz, um das freie Spiel seiner Gebärden zu legen, und als ein Jahr verflossen war, war keine Spur mehr von der Lieblichkeit in ihm zu entdecken, die die Augen der Menschen sonst, die ihn umringten, ergötzt hatte. Noch jetzt lebt jemand, der ein Zeuge jenes sonderbaren und unglücklichen Vorfalles war und ihn, Wort für Wort, wie ich ihn erzählt, bestätigen könnte.“ –

Konsequenzen für die therapeutische Arbeit

Das hier dargestellte Konzept thematisiert das Zusammenspiel vielfältiger innerer und äußerer Faktoren, das für die Stimmigkeit von Bedeutung ist. Auch der Therapeut steht nicht außerhalb – als Beobachter und professioneller „Techniker“ –, sondern sitzt mit dem Patienten „im selben Orchester“. Das Thema, das er vom Patienten zugespielt bekommt, kann zu verschiedenen Zeiten ganz unterschiedlich aussehen. Einmal ist vor allem die klare Struktur, die Orientierung gefragt, ein anderes Mal die Begleitung bei eigenen kreativen Initiativen. Die Frage der „Stimmigkeit“ läßt andere Fragen in den Hintergrund treten: so die Frage nach dem „richtigen“ oder „falschen“ Konzept, dem „kognitiven“ oder „emotionalen“, dem „verbalen“ oder „körperlichen“ Zugang. Damit ist keine wahllose Beliebigkeit gemeint, sondern die konsequente Orientierung am inneren Prozeß des Patienten im Verlauf seiner lebenslangen Entwicklung. Hier wird deutlich, daß mit dem hier skizzierten Konzept nicht nur die Entwicklung im Verlauf der Kindheit beschrieben werden kann, sondern gleichermaßen der lebenslange Entwicklungsprozeß. Wie bei dem eingangs erwähnten frühgeborenen Kind können auch im späteren Leben Blockierungen eine vorübergehend sinnvolle Bewältigungsstrategie sein, um vor traumatisierenden Erfahrungen zu schützen. Nicht immer ist es angebracht, bei einer offensichtlich schweren Störung so schnell wie möglich „in die Tiefe“ zu gehen. Nur in der „Ab-Stimmung“ mit dem Patienten läßt sich klären, in welcher Phase seines Prozesses er sich befindet und was ihm hilfreich sein könnte. Möglicherweise hat er den entscheidenden Schritt bereits vor der Therapie getan: mit dem Entschluß, etwas zu verändern. Wenn das Chaos-Konzept zur Konsequenz führt, daß der Therapeut nie wissen kann, was er „anrichtet“, so entspricht dies allgemeiner therapeutischer Erfahrung: wie oft entwickeln sich weitreichende Veränderungen in Therapien, die beim Therapeuten mit dem Gefühl einhergehen, eigentlich „nichts“ getan zu haben. Dann wieder glaubt man, an den entscheidenden Punkt gekommen zu sein, die „Wende“ erreicht zu haben und registriert beim nächsten Mal, daß nichts sich verändert hat. Der Therapeut ist nicht der Dirigent, der große Maestro, sondern er sitzt, wie schon gesagt, im Orchester. Mal spielt er besser, dann wieder schlechter als der Patient. Seine Fehler sind manchmal hilfreicher als sein Können, geben sie doch dem Patienten Gelegenheit, sich auch einmal als den Fähigen zu erweisen, vorausgesetzt, die gemeinsamen Bemühungen führen wieder zur Stimmigkeit. Ist der stimmige Moment erreicht, so ergibt sich über plötzliche Körperempfindungen oder regressive Zustände auch im verbalen Setting ein unmittelbarer Kontakt zu frühen präverbalen Erfahrungen.

Jeder Professionelle hat ein Gefühl für Stimmigkeit, oft ist es nur verschüttet, entmutigt – nicht zuletzt durch die Professionalisierung. Mehr Vertrauen zu solchen Fähigkeiten könnte auch den Patienten dieses Vertrauen zurückgeben.

Verzögerungen, Blockierungen, Widerstände wären nicht nur erlaubt, sondern notwendig, um in verwirrenden Situationen Ordnung zu schaffen. Das Einverständnis darüber könnte bereits dazu beitragen, die von Winnicott zu Beginn erwähnte „Verzögerung oder Verzerrung der emotionalen Entwicklung“ abzubauen.

Literatur

- Briggs J, Peat FD (1990) Die Entdeckung des Chaos. Hanser, München
- Ciampi L (1997) Die emotionalen Grundlagen des Denkens. Entwurf einer fraktalen Affektlogik. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen
- Freud A (1968) Wege und Irrwege in der Kinderentwicklung. Huber/Klett, Bern/Stuttgart
- Gidoni A (1996) Die Kontinuität zwischen fetalen und postnatalen Verhaltensmustern. In: Janssen E, von Lüpke H (Hrsg.) Von der Behandlung der Krankheit zur Sorge um Gesundheit. Entwicklungsförderung im Dialog. Tagungsdokumentation. Paritätisches Bildungswerk, 60528 Frankfurt/M., Heinrich-Hoffmann-Str. 3, S 57–64
- Grenier A (1985) In: Martino B: Le bébé est une personne. Edition Balland, S 128–137
- Feuser G (1995) Behinderte Kinder und Jugendliche. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt
- Janus L (1997) Psychosoziale Wurzeln der Geschichte der Kindheit. In: Nyssen F, Janus L (Hrsg.) Psychogenetische Geschichte der Kindheit. Psychosozial-Verlag, Gießen, S 17–37
- von Lüpke H (1996) Entwicklung im Rhythmus. BEHINDERTE in Familie, Schule und Gesellschaft 19(2): 25–32
- von Lüpke H (1997a) Das Spiel mit der Identität als lebenslanger Entwicklungsprozeß. In: von Lüpke H, Voß R (Hrsg.) Entwicklung im Netzwerk. Systemisches Denken und professionsübergreifendes Handeln in der Entwicklungsförderung, 2. Aufl. Centaurus, Pfaffenweiler, S 82–92
- von Lüpke H (1997b) Das Leben beginnt mit Kommunikation. Wege zum Menschen 49(5): 272–282
- Mancia M (1980) Neurofisiologia e vita mentale. Zanichelli, Bologna
- Milani Comparetti A (1996) In: Janssen E, von Lüpke H (Hrsg.) Von der Behandlung der Krankheit zur Sorge um Gesundheit. Entwicklungsförderung im Dialog. Tagungsdokumentation. Paritätisches Bildungswerk, 60528 Frankfurt/M., Heinrich-Hoffmann-Str. 3
- Milani Comparetti A (1998) Fetale und neonatale Ursprünge des Seins und der Zugehörigkeit zur Welt. BEHINDERTE in Familie, Schule und Gesellschaft 21(1): 1–12 (Heftmitte)
- Parncutt R (1993) Prenatal experience and the origins of music. In: Blum T (ed.) Prenatal perception, learning and bonding. Leonardo Publishers, Berlin, Honkong, Seattle, pp 253–277
- Rödler P (1993) Menschen, lebenslang auf Hilfe anderer angewiesen. Grundlagen einer allgemeinen basalen Pädagogik. Afra-Verlag, Frankfurt/M.
- Spitzer M (1996) Geist im Netz. Spektrum, Heidelberg, Berlin, Oxford
- Schneider H, Fäh-Barwinski M, Barwinski-Fäh R (1997) „Denkwerkzeuge“ für das Nachzeichnen langfristiger Prozesse der Veränderung in der Psychoanalyse. In: Schiepek G, Tschacher W (Hrsg.) Selbstorganisation in Psychologie und Psychiatrie. Vieweg, Braunschweig, S 235–254
- Sterman MB, Hoppenbrouwers T (1971) The development of sleep-waking and rest-activity from fetus to adult in man. In: Sterman MB, McGuinty DJ, Adinolfi AM (eds.) Brain development and behaviour. Academic Press, New York

- Stern DN (1992) Die Lebenserfahrung des Säuglings. Klett-Cotta, Stuttgart (Original: The Interpersonal World of the Infant. Basic Books, New York, 1985)
- Stern DN (1997) Mündliche Mitteilung im Rahmen eines Seminars bei den 47. Lindauer Psychotherapie-Wochen 1997
- Stern DN (1998) Die Mutterschafts-Konstellation. Eine vergleichende Darstellung verschiedener Formen der Mutter-Kind-Psychotherapie. Klett-Cotta, Stuttgart (Original: The Motherhood Constellation. Basic Books, New York, 1995)
- Veldman F (1998) Haptonomie. Science de l'affectivité. Presses Universitaires de France, Paris (7. erweiterte Aufl.)
- Winnicott DW (1976) Symptomtoleranz in der Pädiatrie (1953). In: Von der Kinderheilkunde zur Psychoanalyse. Kindler, München, S 130–152
- Zieger A (1992) Dialogaufbau in der Frührehabilitation. Erfahrungen mit komatösen Schädel-Hirn-Verletzten. *Beschäftigungstherapie und Rehabilitation* 31(4): 326–334